

Der Psalmist antwortet: Er,

der den Fels in einen Wasserteich wandelt,
einen Kiesel zum Wasserquell!

Dieser Gott macht Starres fließend, Lebloses lebendig, läßt Wasser strömen aus der Quelle, die er selbst ist. Gott ist Leben und gibt dem Leben Raum. Er, der Lebendige gibt sein Leben weiter, ohne es zu verlieren. Er gibt es weiter in der Geburt seines Volkes, im Bau des Hauses Israel. Er gibt es weiter in Jesus, der der Quell auch meines Lebens ist.

Kein Heimweh nach diesem Rom?

Impressionen einer geistlichen Studienfahrt

Franz-Josef Steinmetz, Frankfurt am Main

Von Rom geschwärmt habe ich noch nie. Wahrscheinlich ist das so, weil ich sieben Jahre in dieser Stadt gelebt und studiert habe (1952–1959); ich kenne das römische Leben also nicht bloß oberflächlich. Trotzdem denke ich gerne an jene Zeit zurück, jedenfalls ohne Zorn. Aber erst ein Exerzitienkurs, den ich für das Germanikum (Kollegium für deutschsprachige Theologiestudenten) zu halten hatte (1972), veranlaßte mich zu einem Wiedersehen. Es folgten zwei Studienfahrten mit Theologiestudenten im Jahre 1974 und zuletzt im September 1979.

Man hat mich gefragt, und ich frage mich selbst, warum wir eigentlich solche Fahrten unternehmen. Zunächst einmal glaube ich festhalten zu müssen, daß mich das römische Studium nicht eingeengt hat. Im Gegenteil: es hat mich gelehrt, über den heimatlichen „Kirchturm“ hinauszuschauen, oder anders ausgedrückt: die römische „Brille“ ließ mich später vieles weitherziger beurteilen, als es ohne sie vermutlich der Fall gewesen wäre. Zwar kann ein dreiwöchiger Aufenthalt kein langjähriges Studium ersetzen, aber man kann in Rom auch in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit eine solche Fülle von Eindrücken aufnehmen, daß man bereichert nach Hause zurückkehren wird. Goethe meinte sogar (dem Sinne nach): „Rom gesehen heißt alles gesehen haben.“ Aber dies ist wohl nicht mehr als ein überschwengliches Bild poetischer Begeisterung. Es allzu wörtlich nehmen, hieße wahrlich Gottes übrige Schöpfung geringschätzen.

Wer sich römisch-katholisch nennt, wird freilich beides miteinander zu verbinden trachten: Begeisterung und kritische Distanz. Wenn er diese berühmte Stadt besucht, dann hoffentlich weder mit dichterischen Illusionen, als ob Rom schon alles wäre, noch mit der Befürchtung, als ob ihn dort nur kleinliche Begrenzung seiner katholischen Fülle erwarte. Er wird vielmehr mit Paulus vermuten, daß wir, wenn wir dort sind, „gemeinsam Zuspruch empfangen durch euren und meinen Glauben“ (Röm 1, 12). Zumindest wird er nicht zuletzt unter dieser Rücksicht an der Stadt Rom, ihrer Geschichte und ihrem Bischof interessiert sein.

Obwohl ich also nicht zum erstenmal dort war, hat mir auch der letzte Rom-Aufenthalt wieder einiges gebracht: zunächst ganz schlicht eine Reihe von Erinnerungen. Die lange Abwesenheit ließ mich vieles leider vergessen, und mancherlei Kleinmut der letzten Jahre hing wahrscheinlich damit zusammen. Ich bin froh darüber, daß ich aufs Neue erfahren durfte, was schon bei Markus nachzulesen ist: „Erinnert ihr euch nicht, damals als . . . Und er sagte zu ihnen: Versteht ihr immer noch nicht?“ (Vgl. 8, 18–21) Ich meine, daß unsere Liebe zu Christus und seiner Kirche zuweilen solche Ermahnungen braucht, und ich darf sagen, daß sie mir auch diesmal wieder in genügendem Maße geschenkt wurden: ich wurde an gute Erfahrungen in der Vergangenheit erinnert, die meine gegenwärtige Zuversicht stützen.

Ganz neu erlebt habe ich heuer das auffällige Nebeneinander oder auch Miteinander der verschiedenen Epochen römischer Geschichte. Offenbar wurde vieles keineswegs einfach verdrängt, sondern blieb unter dem Folgenden erhalten oder wurde irgendwie mitverbaut. Um organische „Aufhebung“ war man leider nicht immer bemüht. Ich finde diese römische Eigenart nicht unbedingt gut oder selbstverständlich. Aber sie erscheint mir nun nicht mehr bloß schwerfällig und zäh (was die Entwicklung neuer Gestalten betrifft), sondern zumindest ebenso behutsam und respektvoll (was die Bewahrung alter Werte fördert).

Die Stadt war wohl nie ein Muster an Ordnung und Sauberkeit, aber so viel Schmutz in ihren Straßen und so zahlreiche „Gaunereien“ (oder auch Räubereien) wie diesmal habe ich vor 20 Jahren nicht beobachtet. Auch das bekannte römische Verkehrs-Chaos war damals nicht so groß wie heute, jedenfalls fiel es mir noch nicht so ins Auge. Aber darf man dieser Metropole schon deshalb selbstgerecht den Rücken zuwenden, weil bei uns doch vieles ordentlicher und sauberer zugehe? Aus einem Abstand heraus bin ich zumindest nicht mehr so sicher, ob eine vergleichbare deutsche Stadt mit dem dauernden und in den vergangenen Jahren ständig wachsenden Massentourismus wirklich besser zurechtkäme. Mittelpunkt der katholischen Welt zu sein, ist wahrhaftig nicht bloß eine Würde, sondern

eine Bürde, die oft genug eine schwer erträgliche Last zu sein scheint. Das Bild eines drohenden Herzinfarktes oder einer Herzerweiterung liegt nahe.

Sollte man die römische Fähigkeit, trotz allem zu überleben, nicht eher bewundern? Ich denke da an den Hinweis eines italienischen Mitbruders, der aus Deutschland zurückgekehrt den baldigen Zusammenbruch seines Heimatlandes befürchtete, weil ihm nunmehr so vieles chaotisch vorkam. Inzwischen sind etliche Jahre vergangen, und das Leben geht weiter. Müssen wir vielleicht alle miteinander lernen noch mehr und noch besser zu improvisieren, weil das Rom von heute nur ein Gleichnis für das ist, was im Grunde schon an vielen Orten unserer Erde beginnt: die Raumnot wird größer und der Existenzkampf härter?

Haben wir uns inzwischen weit von der gegenseitigen Stärkung des Glaubens entfernt, auf die es uns doch ankam? Ich denke nein. Man kann auch in der scheinbar profanen Atmosphäre einer Stadt etwas von ihrem Geist erfahren. Ausdrücklicher zu nennen – was die römische Glaubenskraft betrifft – wäre freilich die Basis – Gemeinde von S. Egidio (mit ihrer Zentrale in Trastevere), die mit mehr als 2000 Mitgliedern das kirchliche Leben Roms allem Anschein nach spürbar bereichert hat. Natürlich müßte man einmal an einem Gottesdienst dieser Gemeinde teilnehmen, mit ihren Führern über vorgesehene Projekte sprechen oder ihre Arbeit in verschiedenen römischen Stadtvierteln beobachten, um mein Erstaunen zu verstehen. Wer hätte vor 20 Jahren einen solchen Aufbruch „von unten“ voraussehen können? Warum sollte man nicht auch weiterhin mit solchen Überraschungen rechnen? Rom besteht doch nicht bloß aus der päpstlichen Kurie und ihren vielleicht zu sehr im Vordergrund stehenden Verwaltungsapparaten. Rom, auch das kirchliche, hat weit mehr Aspekte, als man gewöhnlich meint.

Aber lenken wir die Aufmerksamkeit ruhig einmal direkt auf unsere Besuche bei einigen vatikanischen Kongregationen und Sekretariaten. Man wird zwar keine allzugroßen Rückschlüsse auf allgemeine Gesprächsbereitschaft aus ihnen ziehen dürfen. Dafür reichen unsere Erfahrungen gewiß nicht aus. Immerhin: was früher weder üblich noch denkbar war – daß nämlich eine große Gruppe von Theologiestudenten diese obersten Behörden der Kurie überhaupt aufzusuchen und mit ihren Vertretern diskutieren konnte – erschien vielen beinahe selbstverständlich, mich hingegen, der die alten „monarchischen Gepflogenheiten“ des Petrusamtes noch nicht vergessen hat, ließ es nachdenklich zurück. Es stellte sich heraus, daß diese Zentralbehörden – wen wundert es – über mangelnde Initiativen der „Basis“ (z. B. der nationalen Episkopate) nicht weniger enttäuscht sind, als die „Basis“ über manche Rahmenrichtlinien „von oben“. Wie

sich die Probleme gleichen! Kritisiert wird sowohl ein mehr aktives wie ein mehr passives Verhalten. Und das von beiden Seiten. Ein Rom, das schweigt, gefällt so wenig wie ein Rom, das spricht. Kann man es allen recht machen?

Darf man weiterhin die Hoffnung haben, daß diese Tendenz eines wirklich kommunikativen Miteinander noch nicht zu Ende ist und das Bewußtsein der gemeinsamen Verantwortung auch in Zukunft fördern wird? Beeindruckt hat mich vor allem die offene Atmosphäre im Sekretariat für die Nicht-Christen. Aber auch, wenn nicht zu erwarten wäre, daß diese Atmosphäre alle Kongregationen in gleichem Maße durchdringen wird – die jeweilige Aufgabenstellung ist dafür viel zu unterschiedlich –, so meine ich doch, daß der konziliare Geist des Dialogs fast überall erfahrbar war. Eine gewisse Ernüchterung, die nach manchen dieser Besuche aufkam, ist m. E. eher positiv zu werten: sie schützt die römischen Behörden vor überhöhten Erwartungen und die Basis vor Illusionen, auf daß jeder an seinem Platz das ihm Aufgetragene sorgfältig erfüllen kann.

Was im Blick auf unsere Besuche bei den Kongregationen angedeutet wurde, das gilt in besonderem Maße für unsere Begegnung mit Papst Johannes Paul II. Wir erlebten ihn während einer Massenaudienz auf dem Petersplatz und bei einer Eucharistiefeier in seiner Privatkapelle. Anschließend war noch Gelegenheit zu einem kurzen, aber doch sehr persönlichen Begrüßungsdialog. Jeder spürte wohl ein wenig die Last des Amtes, die auf diesem Menschen liegt. Aber haben wir nicht auch etwas von seiner Bereitschaft erfahren, diese Last mit anderen zu teilen, also nicht zum „Nadelöhr“ zu werden, das andere unnötig einengt oder selbst an seiner Aufgabe zerbricht? Oder können wir heute in gar keiner Weise mehr verstehen, was Paulus seinerzeit den Römern schrieb: „Zunächst danke ich meinem Gott durch Jesus Christus für euch alle, weil euer Glaube in der ganzen Welt verkündet wird... Unablässig denke ich in allen meinen Gebeten an euch und bitte darum, es möge mir durch Gottes Willen endlich gelingen, zu euch zu kommen.“ (1, 9 f) Oder würde Paulus solche Sätze der römischen Kirche von heute und ihrem Papst nicht mehr zu schreiben wagen? Ich meine, er könnte sie heute so wenig wie damals verantworten, wenn er nur das ins Auge fassen würde, was man sieht. Er schreibt aus einer Hoffnung heraus, die sich nicht schämt, weil sie auf die Macht Gottes hofft, die jeden retten wird, der glaubt, zuerst den Juden, aber auch den Griechen (vgl. 1, 16). Keine geringere Hoffnung gilt den Römern, heute so gut wie damals.

Schon zu Beginn dieser kleinen Reflexion habe ich erklärt, daß ich nie ein schwärmerischer Rom-Fan war. Ich bin es immer noch nicht. Vielleicht bin ich sogar – im Vergleich zu meiner Studienzeit vor 20 Jahren – noch

ein wenig nüchtern gegenüber dem geworden, was Rom für die Christenheit und für die ganze Menschheit bedeutet. Das heißt: ich möchte das ganze, schwerlich ausschöpfbare Gebilde „Rom“ weder überfordern noch unterschätzen. Fest steht jedenfalls, daß ich mich ihm nicht entziehen kann, selbst wenn ich es wünschte.

Mein Glaube — und die Anderen

Zur kirchlichen Existenz des Christen¹

Walter Kern, Innsbruck

Es hieße einen Gemeinplatz breittreten, im einzelnen zeigen zu wollen, wie tiefgreifend und wie weitreichend die Sozialbindungen des Menschen schon im Bereich seines ‚natürlichen‘ Lebens sind. Am deutlichsten wird das gewiß am Entstehen und frühen Werden eines Menschenkindes. Jedes menschliche Wesen nimmt seinen Ursprung in einer Gemeinschaft, die im Grenzfall sehr flüchtig sein kann, die aber dauerhaft sein soll; ihr Name ist dann Ehe und Familie. Das menschliche Mit- und Füreinander ist notwendig zur Empfängnis des Kindes: es ist notwendig auch für das Nähren und Pflegen, Erziehen und Ausbilden des heranwachsenden jungen Menschen. Richtiger gesehen, sind es nicht solche Einzelaspekte, sondern das ganzheitliche Menschwerden, das andere Menschen unablässig braucht.

Über mehrere Jahre hin hat ein Psychologenteam in den USA in einer Kindergarten-ähnlichen Versuchsanordnung das Verhalten ‚durchschnittlicher‘ Mütter und Kinder beobachtet. Die Ergebnisse sind dargestellt in einem Buch mit dem bezeichnenden Titel „Die psychische Geburt des Menschen“². In der Tat ist das physische Geborenwerden nur *eine* Voraussetzung für das Werden menschlichen Lebens im vollen und wahren Sinne. Die andere Voraussetzung ist eine zweite Geburt: das fortschreitende Erwachen zu dem bewußten und mehr und mehr verantwortlich gesteuerten Dasein eines Ich. Am Anfang steht eine Phase symbiotischer Verschmelzung mit der Mutter. Diese ist gleichsam das Hilfs-Ich des noch hilflosen

¹ Vergleiche dazu die biblischen Überlegungen in dieser Zeitschrift, 52, 1979, 454–463.

² M. S. Mahler — F. Pine — A. Bergmann, Die psychische Geburt des Menschen. Frankfurt 1978.